



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Zweikampf bei Goethe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erhielt. Der Emir begab sich meines Wissens als Herrscher einmal nach Britisch-Indien und einmal nach dem afghanischen Turkestan, wo von einem Soldaten ein Schuß gegen ihn abgegeben wurde, der sein Ziel verfehlte.

Ob irgendeine und welche Absicht mit der Verbreitung des oben erwähnten Märchens verbunden war, vermag ich nicht zu entscheiden; es ist übrigens auch denkbar und ganz gut möglich, daß ein findiger Zeitungsschreiber die „Räuber-geschichte“ in der Voraussetzung erfunden hat, daß es nur schwer gelingen dürfte, sie auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Ich hätte mich auch mit der Münchhausenade nicht eingehender befaßt, wenn sie nicht, durch vielgelesne Zeitungen verbreitet, ganz irrige Vorstellungen erzeugen könnte und den Schimmer einer allerdings lächerlichen Romantik auf Verhältnisse würfe, die nichts weniger als romantisch sind.

(Fortsetzung folgt)



Der Zweikampf bei Goethe



Goethe hatte von Jugend auf eine wahre Herzenslust am Dasein und glaubte ein Recht darauf zu haben, sich all des Schönen zu erfreuen, das sich ihm darbot. Darin aber unterschied er sich von den meisten frohsinnigen Naturen, daß ihm schon in der Jugend die glückliche Gabe zur Seite stand, sich dieser Freuden wert zu zeigen, Ehrfurcht vor dem Schönen und Scheu vor allem Gemeinen zu haben. In den Jahren, in denen sich ihm die Welt erschloß, hat auch er allerlei Übermut getrieben, und doch sehen wir bei allen tollen Streichen einen Jüngling vor uns, der ein starkes Bewußtsein seiner Menschenwürde in sich trägt und bereut, wenn sein Mutwillen Schaden angerichtet hat. Alles, was Menschen anging, interessierte ihn, denn das Ziel, das er nie vergaß, war, sein eignes Wesen auszubilden und im Zwiespalt mit den Schwächen der menschlichen Natur nach persönlicher Vervollkommenung zu ringen. Keine Äußerung der Natur erschien ihm so geringfügig, daß er daran achtlos vorüber gegangen wäre. Auch seine wiederholten Schilderungen des Zweikampfes sind für uns lehrreich, weil sie uns einen Einblick in die Sitten und Gebräuche seiner Zeit verschaffen und mancherlei kulturhistorische Ausblicke gewähren. Auch dieser Gegenstand kann unser Interesse wecken, wenn ein Dichter wie Goethe ihn darstellt, der wie wenig Menschen dazu begabt war, die Welt um sich mit scharfem Auge zu beobachten und die Dinge zu zeigen, wie sie sich in Wirklichkeit darstellen. Er schildert die meisten Zweikämpfe mit köstlicher Naivität, moralisierende Absichten lagen ihm fern. Wenn wir aber alles überschauen, was er über den Zweikampf erzählt, erkennen wir doch, wie er selbst darüber empfand, und wie er sich zu den Auswüchsen seiner Zeit persönlich stellte. Wer aber als strenger Sittenrichter mit dem Dichter ins Gericht geht, möge sich an dem offenen Freimut genügen lassen, mit dem sich Goethe in den zahmen Xenien (VI) als Sohn seiner Zeit bekennt:

Lasset walten, lasset gelten,
 Was ich wunderbar verkündigt!
 Dürftet ihr den Guten schelten,
 Der mit seiner Zeit gesündigt?

Wie leicht man in Goethes Jugendzeit zur Selbsthilfe und zum Degen griff, zeigt die Aufzeichnung aus einem Tagebuche jener Zeit. Der Großvater des Dichters, Schultheiß Textor, war das Haupt der herrschenden österreichischen Partei. Aus einem noch erhaltenen amtlichen Schriftstücke (Kriegs Sendenberg S. 135) geht hervor, daß er den österreichisch-preussischen Krieg einfach „die dermalige preussische Empörung“ nannte. Der größere Teil der Familie hielt es mit Österreich, der kleinere Teil, darunter der Rat Goethe, hing mit Leidenschaft Friedrich dem Großen an. Daher kam es, daß sich die Familienglieder nach der Darstellung Goethes auf der Straße nicht begegnen konnten, ohne daß es Händel gab wie in Romeo und Julie. Bei einer Tauffeier kam es im Jahre 1760 zu einer bösen Szene zwischen Textor und seinem Schwiegersohne Goethe. Der Arzt Sendenberg erzählt darüber in seinem Tagebuch unter dem 1. April 1760 (Kriegs Sendenberg S. 136) folgendes: Der Schultheiß hatte eine Beschwerde des Rates Goethe wegen der französischen Einquartierung abgelehnt. Bei Tisch sprachen beide Männer von diesem Gegenstande, und Textor gab seinem Schwiegersohne keine guten Worte. Der Rat fuhr auf und sagte, er verfluche das Geld, das Textor genommen habe, um die Stadt den Franzosen zu verraten, und verfluche diejenigen, die sie hereingelassen hätten. Da warf Textor mit einem Messer nach ihm, und der Rat zog den Degen. Der Taufvater, Pastor Starck, der eine andre Tochter Textors geheiratet hatte, wurde krank vor Schreck, dem anwesenden Pfarrer Claudi gelang es mit Mühe, Frieden zu stiften.

In die Zeit der französischen Einquartierung fällt der erste Ehrenhandel des Dichters selbst. Der Knabe, der bis dahin in ruhigen Verhältnissen aufgewachsen war, sah erstaunt in eine Märchenwelt, als ihm zum erstenmal im Grafen Thoranc ein wahrhaft vornehmer Mann von ritterlichem Wesen und echt männlicher Art entgegentrat, und das französische Theater ihm Herz und Sinn umstrickte. Mit dem jungen Derones vom französischen Theater sollte er sich schlagen. Der ganze Handel verlief ungefährlich und ganz theatralisch, wie aus Dichtung und Wahrheit (I, 3) bekannt ist. Der junge Wolfgang, als Märchenprinz gekleidet, den Hut unter dem Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer seidnen Bandschleife geziert war, spielte mit seinen Kameraden in der Nähe des Theaters. Da fiel es dem jungen Derones ein, Wolfgang zu erklären, er habe ihn beleidigt und müsse ihm Genugthuung geben. Der Märchenprinz begreift nicht, um was es sich handelt, läßt sich aber die Herausforderung gefallen. Hinter einer Scheune geht dann der Zweikampf vor sich, die Klingen klirren, aber die Stöße gehn neben aus. Derones bleibt mit der Spitze seines Degens an der Bandschleife seines Gegners hängen, erklärt vollkommen Genugthuung zu haben, umarmt Wolfgang und geht mit ihm in ein Kaffeehaus, um bei einem Glase Mandelmilch den alten Freundschaftsbund desto fester zu schließen. Den Zweikampf des

Grafen Thoranc, der sich im französischen Schauspiel entsponnen hatte, berührt der Dichter nur kurz und zählt zu den Gründen, die den Grafen veranlaßt haben mochten, sich vor der Welt möglichst abzuschließen und in sich selbst zurückzuziehen, dieses Duell, bei dem Thoranc verwundet wurde. Ebenso kurz fügt Goethe hinzu, man habe es dem Königsleutnant verargt, daß er selbst als oberster Polizeimeister eine verpönte Handlung begangen habe.

In *Dichtung und Wahrheit* (I, 4) erzählt Goethe, wie es ihm und seinen Genossen nicht nur durch die kriegerischen Zustände, sondern auch durch das bürgerliche Leben selbst, durch Lesen von Geschichten und Romanen nur allzu deutlich geworden sei, daß es sehr viele Fälle gäbe, in denen die Gesetze schweigen und dem Einzelnen nicht zu Hilfe kommen, der dann zusehen möge, wie er sich aus der Sache ziehe. Deshalb erhielt er in den letzten Jahren vor dem Abgange zur Universität Fecht- und Reitunterricht, um sich gelegentlich seiner Haut zu wehren und zu Pferde kein schülerhaftes Ansehen zu haben. Schon damals wurde er in die verschiedenen Arten der Fechtkunst, die deutsche und die französische Methode, eingeweiht, und dies Interesse für kunstgemäßes Fechten war ihm bis in sein höheres Alter treu. Durch seine Verbindung mit Jena blieb er mit den verschiedenen Fechtmethoden vertraut, besonders in der Zeit, als sein Sohn in Jena studierte.

In *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (IV, 5) sehen wir deutlich, welches Gewicht er auf diese Fertigkeit legte. Als die Theatergesellschaft, der sich Wilhelm angeschlossen hat, auf ihrer Wanderung zu einem andern Schauplatz ihrer Künste Rast macht, greifen Wilhelm und Laertes zu den Rapieren und beginnen in theatralischer Absicht ihre Übungen. Sie wollen den Zweikampf in Shakespeares *Hamlet* darstellen, wo Hamlet und Laertes ein tragisches Ende finden. Beide sind der Ansicht, daß man in dieser Szene nicht ungeschickt hin und wieder stoßen dürfe, wie es wohl auf der Bühne zu geschehen pflege. Sie wollen ein Muster darstellen, wie man bei der Aufführung auch den Kenner der Fechtkunst befriedigen könne. Die Genossen schließen einen Kreis um sie her, beide fechten mit Eifer und Geschick, sodaß das Interesse der Zuschauer mit jedem Gange wächst. In dem Augenblick werden sie von Marodeuren überfallen, die Gesellschaft fährt erschrocken auseinander, und die Männer greifen zu den Pistolen.

In *Dichtung und Wahrheit* (II, 6) urteilt der Dichter über das studentische Treiben in Jena und in Halle äußerst streng. Er erzählt, daß an diesen Universitäten körperliche Stärke, Gewandtheit im Fechten und die wildeste Selbsthilfe an der Tagesordnung waren, und daß sich ein solcher Zustand nur durch Saus und Braus erhalten und fortpflanzen konnte. Über das Treiben in Leipzig urteilt er wesentlich günstiger, räumt aber selbst ein, daß sich gerade in Leipzig in ihm ein verwegener Humor entwickelt habe, der die Gefahr mutwillig herbeilockt, und daß seine Natur zwischen den Gegensätzen ausgelassener Lustigkeit und melancholischen Unbehagens geschwankt habe. In solcher Stimmung mag der Dichter gewesen sein, als er es in studentischem Übermut dahin brachte, daß er sich selbst schlagen mußte. Zu den Bivländern, die sich unter der Schönlkopfischen Tischgesellschaft befanden, gehörte nach W. von Biedermanns

Goethe und Leipzig (I, 222) der Theologe Gustav Bergmann, der Ostern 1767 die Leipziger Hochschule bezog und später als Geistlicher, besonders aber durch seine Wirksamkeit für die Armen und Kranken über die engeren Grenzen seiner Heimat hinaus bekannt geworden ist. Goethe traf ihn einst im Schauspielhause und sagte im Gefühl seiner Würde als Studiosus, der schon drei Semester hinter sich hatte, zu seinen Bekannten gewandt: „Hier stinkt's nach Fätschen.“ Kaum hatte der junge Renommist diese Worte gesprochen, so gab ihm Bergmann eine Ohrfeige. Die Folge war ein Zweikampf, bei dem Goethe am Oberarm verwundet wurde. Aus diesen Gründen können wir es verstehen, wenn der junge Dichter nicht nur infolge seiner schweren Erkrankung, sondern auch in der Erinnerung vergeudeter Zeit und peinlicher Vorgänge bei der Rückkehr von Leipzig in sein Vaterhaus in Dichtung und Wahrheit (II, 8) mit offenem Freimut eingesteht, daß es für ihn ein niederschlagendes Gefühl gewesen sei, gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückzukehren. Auch in Straßburg war der junge Dichter Zeuge studentischer Händel. Unter seinen Studiengenossen nennt er Verse das Muster eines deutschen Jünglings von guter Sinnesart und sagt von ihm, er habe sich bei allen kleinen und größern Händeln, die in dem geschlossenen Kreise vorkamen, als Schieds- und Kampfrichter allezeit bewährt. Dabei habe Verse stets die größte Unparteilichkeit gezeigt, und wenn ein Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, die zu erwartende Genugtuung als Sekundant auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten gewußt. Goethe machte einst mit seinen Genossen, unter denen sich der wunderliche Ludwigsritter, sonst auch Hauptmann genannt, einen Spaziergang ins Freie. Der Hauptmann trifft dabei auf einen ihm bekannten jungen Mann und sticht auf ihn ohne jeden Grund. Der andre sucht in verständiger Weise auszuweichen, aber der Hauptmann fährt fort, schonungslos unartig zu sein. Da bleibt dem Gegner nichts andres übrig, als Hut und Stod zu ergreifen und beim Abschied eine unzweideutige Herausforderung zurückzulassen. Goethe vertraut die Sache seinem Freunde Verse an und geht am andern Morgen mit ihm zu dem jungen Manne, den Verse mit seinem trocknen Humor zum Lachen bringt. Es wird ein ungefähres Zusammentreffen verabredet, wobei der Ausgleich vor sich gehn soll. Der Hauptmann hatte seine Unart verschlafen und ließ sich zur Begütigung seines Gegners bereit finden.

Ergötzlich ist die Freude, die der Dichter einst an seinem Sohne August hatte, der damals noch junger Student war. Er war 1807 nach Karlsbad gegangen und ließ gegen Ende der Kur seinen Sohn dorthin kommen, um ihm den Anblick des lieblichen Ortes, von dem zuhause oft die Rede war, zu gönnen. Zu jener Zeit war eine Art Pefesche Mode, grün, mit Schnüren von derselben Farbe vielfach besetzt, beim Reiten und auf der Jagd sehr bequem und deshalb sehr verbreitet. Einige versprengte preußische Offiziere legten gern diese Pefesche an und konnten überall unter Pächtern, Gutsbesitzern, Jägern, Pferdehändlern und Studenten unerkannt umhergehn. Aber man hatte in Karlsbad einige dieser verkappten Offiziere ausgewittert und deutete nun sehr bald diese Tracht auf einen Preußen. Besonders war dies bei den

zahlreichen Polen der Fall, deren Haß gegen die Preußen schon seit langer Zeit entbrannt und nach den letzten Unglücksfällen der Preußen in Verachtung übergegangen war.

Eines Tages ging August auf dem Platze vor den Häusern der Wiese umher; vier Polen begegnet ihm und mustern ihn, weil sie unter der grünen, ursprünglich polnischen Jacke einen Preußen vermuten. Einer der Polen geht an ihm vorbei, sieht ihm dreist ins Gesicht und gesellt sich wieder zu den andern. Der junge Student weiß es so einzurichten, daß er ihnen nochmals begegnet, in der Mitte des Weges auf sie losgeht, die vier durchschreitet und dabei kurz erklärt, wie er heiße, wo er wohne, daß seine Abreise für den andern Tag bestimmt sei, und daß, wer etwas an ihm zu suchen habe, es noch denselben Abend tun könne. Der Vater Goethe, der diese kleine Episode in den Tag- und Jahreshften 672 bis 674 erzählt, sagt ausdrücklich, sie hätten den Abend, ohne beunruhigt zu sein, verbracht und so am andern Morgen die Reise angetreten, er fügt aber ernster hinzu, es war, als könnte diese Komödie nicht ohne Ehrenhändel endigen. In dem Gedichte „Rechenchaft,“ das im Jahre 1810 gedichtet, für die Berliner Liedertafel bestimmt war und von Zelter noch in demselben Jahre in Musik gesetzt wurde, prüft der Meister einer geschlossenen Gesellschaft jeden Gast, der sich zur Aufnahme meldet, ob er seine Pflicht getan hat. Einer der Gefragten zählt zu seinen guten Taten eine Mensur mit einem Renommisten:

Einem armen kleinen Regal,
Der sich nicht besonders regt,
Hatt ein ungeheurer Flegel
Heute grob sich aufgelegt.

Und ich fühlte mich ein Mannsen,
Ich gedachte meiner Pflicht,
Und ich hieb dem langen Hansen
Gleich die Schmarre ins Gesicht.

Der Meister ist mit der Auskunst der Novizen zufrieden und ruft stolz im Kreise der Genossen aus:

Keinen Drucker hier zu leiden,
Sei ein ewiges Mandat!
Nur die Lumpe sind bescheiden,
Brave freuen sich der Tat.

In den Tag- und Jahreshften (488) erzählt der Dichter von einem Duell, das uns zugleich einen Einblick in die Vorliebe jener Zeit für mystische Dinge gewährt. Er besuchte im Jahre 1805 auf einer längern Reise den Hofrat Beireis in Helmstedt, der sich mit mancherlei geheimnisvollen Künsten brüstete. Der Hofrat zeigte ihm unter andern Kostbarkeiten eine magische Uhr, die die Eigenschaft haben sollte, auf des Hofrats Befehl still zu stehn oder weiter zu gehn. Die Uhr ging damals natürlich nicht mehr, denn Beireis hatte geschworen, sie nicht wieder aufzuziehen, und teilte dem Dichter mit, ein Offizier, den man wegen der Erzählung dieses Wunders Lügen gestraft hätte, sei im Duell erstochen worden, und seit der Zeit habe er sich

fest vorgenommen, seine Bewunderer nie wieder einer solchen Gefahr aussetzen oder die Ungläubigen zu so übereilten Greuelthaten zu treiben.

Die scharfe Beobachtung des Dichters und seine helle Freude am kecken Wagemute zeigt eine kleine Erzählung in der Kampagne in Frankreich aus dem November 1792. Die Verbündeten waren nach ruhmlosem Kampfe aus Frankreich zurückgekehrt, das Regiment des Herzogs von Weimar bivaktierte in den Dörfern gegenüber von Neuwied. Eines Tages ging Goethe in Koblenz zum Rhein hinab, um sich übersetzen zu lassen, blieb aber am Ufer stehn und sah zu, wie ein österreichischer Wagentransport zum andern Ufer hinübergefahren werden sollte. An der Brücke ist ein österreichischer Unteroffizier postiert, um die möglichst schnelle Überfahrt der Wagenkolonne zu beaufsichtigen und kein andres Fahrzeug dazwischen zu lassen. Da kommt ein preußischer Unteroffizier heran und verlangt für sein Wägelchen, auf das Frau und Kind mit seinen Habseligkeiten gepackt waren, freie Bahn. Der Österreicher verweigert gelassen die Forderung und beruft sich auf seinen Befehl, keine Ausnahme zu gestatten. Der Preuße wird heftiger, der andre womöglich noch gelassener. Da schlägt der Preuße an seinen Säbel und fordert den Gegner heraus. Unter Drohen und Schimpfen sucht er ihn in das nächste Gäßchen zu locken und die Sache dort auszumachen. Der andre aber, der die Pflichten seines Postens kennt, bleibt verständig, rührt sich nicht und hält Ordnung nach wie vor. Goethe hatte an dieser Szene seine Freude und wünschte sie von einem Charakterzeichner festgehalten, weil beide Männer die Eigenart ihrer Nation erkennen ließen. Der Gelassene war stämmig und stark, der Preuße hager, lang, schwächig und rüdrig.

Am häufigsten erscheint der Zweikampf in den Jugenddramen des Dichters, in denen sein eignes ungestümes Brausen am deutlichsten hervortritt und die Anschauungen seiner Zeit unverhüllt zeigt.

In dem Lustspiele „Die Mitschuldigen,“ das in seiner ältesten Gestalt schon dem Jahre 1768 anzugehören scheint, will der sittlich verkommene Söller Nachts Alcest befehlen, um eine Spielschuld bezahlen zu können. Zur Geldgier gesellt sich Eifersucht, die ihm den Diebstahl berechtigter erscheinen läßt, denn er weiß, daß Alcest um seine junge Frau Sophie herumschleicht. Darum haßt er ihn, aber er wagt sich (I, 7) nicht an ihn heran, weil Alcest sogleich bereit sei, zu hauen und sich zu schießen. Als Alcest später (III, 9) mit Söller in Wortwechsel gerät, zieht er wirklich den Degen, um den Gegner zu strafen, der immer unverblümt auf die Beziehungen zwischen Alcest und Sophie stichelt.

Von besonderm Interesse ist für uns das Trauerspiel Clavigo, weil der Dichter selbst in einem Briefe an F. H. Jacobi (Briefwechsel mit Jacobi S. 30) gesteht, daß sich Clavigos Charakter und Taten mit seinem eignen Charakter und seinen eignen Taten amalgamiert hätten. Beaumarchais erscheint bei Clavigo, um seine Schwester Marie an ihm zu rächen. Er kommt bewaffnet mit der besten Sache und aller Entschlossenheit, den Verräter zu entlarven, mit blutigen Bügen seine Seele auf seinem Gesichte zu zeichnen. Er zwingt ihn, vor seinen Bedienten eine schimpfliche Erklärung niederzuschreiben, in der

er bekennt, Marie ohne jeden Grund belogen und sich meineidig gemacht zu haben, und wenn diese Satisfaktion der Beleidigten nicht genügen sollte, bereit zu sein, sie auf alle andre nötige Weise zu geben. Clavigos Freund Carlos sagt von dieser Erklärung, die er dem Wortlaute nach nicht kennt, sie sei das Gescheiteste gewesen, wer werde sein Leben gegen einen so romantischen Fragen wagen. Als Marie anscheinend verzeiht, zerreißt Beaumarchais die schriftliche Erklärung und übergibt sie Clavigo. Carlos aber weiß den schwachen Freund wieder umzustimmen und rät ihm, an Beaumarchais zu schreiben, er finde es nicht für gut, seine Schwester zu heiraten; die Ursache könne er erfahren, wenn er sich Nachts, von einem Freunde begleitet und mit beliebigen Waffen versehen, da oder dort einfinden wolle. Dann aber ändert er seinen Rat mit dem Einwande, daß sie beide keinen Grund hätten, sich gegen den aufgebrachten Abenteurer zu wagen; er selbst will die Verhaftung des Gegners durchsetzen. Teuflich fügt er hinzu, wer den Bruder einstecken läßt, gibt pantomimisch zu verstehen, daß er die Schwester nicht mag. Marie stirbt vor Aufregung und Schmerz, an ihrem Sarge kämpft Beaumarchais mit Clavigo und stößt ihm den Degen in die Brust. Nach der blutigen Tat legt sich seine Wut, und er verzeiht dem Mörder seiner Schwester.

In der ältern prosaischen Gestalt des Singspiels „Erwin und Elmire“ singt Erwin, ganz so, als wenn jede Art von Rauferei an der Tagesordnung wäre:

Auf dem Land und in der Stadt
Hat man eitel Plagen,
Muß ums Bißchen, was man hat,
Sich mit 'm Nachbar schlagen.

Im Singspiel „Maudine von Villa Bella,“ das in der ältern prosaischen Fassung 1775 beendet und 1788 in dramatische Verse umgearbeitet wurde, beginnt der Wechselgesang zwischen dem vermeintlichen Räuberhauptmann Rugantino und seinen Genossen mit einem echten Vagantenliede:

Mit Mädeln sich vertragen,
Mit Männern rumgeschlagen,
Und mehr Kredit als Geld,
So kommt man durch die Welt.

Rugantino gerät im ersten Aufzuge mit seinem Genossen Basco in Streit und ruft ihm drohend zu:

Was hält mich ab, daß ich mit dieser Faust,
Mit diesem Degen, Frecher, dich nicht strafe!

Basco ist sogleich zum Kampfe bereit. Als Rugantino Nachts in den Schloßgarten Monzós eindringt, begegnet er seinem Bruder Pedro, den er nicht kennt, kämpft mit ihm und verwundet ihn in den rechten Arm. Der Verwundete wird von Rugantino geschont und in die Herberge der Räuber gebracht. Luzinde, die Nichte Monzós, geht in Männertracht, mit Federhut und Degen ebenfalls in den Park, um Pedro zu suchen. Sie trifft dort mit Basco zusammen und fordert ihn auf, die Waffen niederzulegen und sich zu ergeben. Als Basco auf ihr Geheiß nicht achtet, reizt sie ihn zum Kampfe:

Wandern zu drohen,
Wagst du verwegen,
Doch wie ein Bübchen
Fliehst du den Streit.

Sie kämpfen, Luzinde wird entwaffnet, aber durch die ankommenden Freunde geschützt.

In dem Schauspiele „Die Geschwister,“ das in der ersten Zeit von Goethes Aufenthalt in Weimar 1776 entstand, tritt uns ein treues Abbild der Auffassung entgegen, wie sich junge Mädchen jener Zeit den Geliebten dachten und im Traum vorstellten. Marianne gesteht ihrem vermeintlichen Bruder Wilhelm, daß er ihr ganzes Herz, ihren ganzen Kopf einnehme, daß die liebsten und besten Menschen in den Romanen alle aussahen wie er, daß sie ihn in den großen Gärten spazieren, reiten, reisen und sich duellieren sah.

In dem Singspiele „Die ungleichen Hausgenossen,“ das unvollendet geblieben ist und in den Tag- und Jahreshften in das Jahr 1789 verwiesen wird, sollte es nach den vorhandenen Aufzeichnungen des Dichters wahrscheinlich auch zum Duell kommen. In diesem Sinne ist das Fragment zu verstehen:

Er muß für den Affront,
Den er uns angetan,
Erst Schläge haben!
Dann komm er,
Fordre Satisfaktion
Auf Degen und Pistolen,
Ja auf Kanonen!
Ich bin bereit.

In dem Lustspiel „Der Großkophtha“ erkennt der Ritter den Betrug des Grafen und ruft ihm drohend zu, daß seine Geister ihn nicht erschrecken, und daß eine Klinge gegen ihn bereit sei. Der Graf weicht feige aus, ein dreifacher Harnisch der Rechtschaffenheit, der Weisheit und der Zauberkraft schütze seine Brust, der Ritter werde darum die Stücke der zerbrochenen Klinge beschämt zu seinen Füßen suchen.

(Schluß folgt)



Unter Kunden, Komödianten und wilden Tieren

Lebenserinnerungen von Robert Thomas

(Fortsetzung)



Ich blieb einige Tage in Köln auf der christlichen Herberge, wo es ziemlich schmutzig war, und wanderte dann über Deutz, wo ich eine Nacht zubrachte, Mülheim a. Rh. und Düsseldorf nach Krefeld. Hier ging ich wieder einmal auf falschen Tappen und besuchte die Metzger. Einer von ihnen stellte mit mir ein regelrechtes Examen an, zeigte mir allerhand Fleischstücke, über deren Kenntnis ich mich ausweisen mußte, und erlaubte mir dann, ein Stück Wurst abzuschneiden, eine Aufforderung, der ich mit mehr Eifer als Bescheidenheit nachkam, wobei er mit einer gewissen Anerkennung bemerkte, ich sei ein „zünftiger“ Metzger. In Elberfeld langte ich